Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 40 [i.e. 43] (1961)

Heft: 23

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 03.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

1085

AZ Winterthur

Winterthur, 9. Juni 1961
40. Jahrgang Nr. 23

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 17 Rp. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Allgemeinbildung – ja oder nein?

Die Stimmen mehren sich und werden lauter, die eine Spezialisierung auf der Sekundar-, ja sogar Primarschulstufe anstreben. Das Lernpensum für die Allgemeinbildung sei nachgerade zu vielgestaltig und überfordere den Schüler allzusehr. Allgemeinbildung sei heute nicht mehr möglich, und es sei besser, den Schüler frühzeitig zu spezialisieren, damit er wenigstens auf einem Gebiet gut Bescheid wisse.

Diese Einstellung mahnt zum Aufsehen. Versuchen wir die Konsequenz zu ziehen ... Einseitigkeit, weitgehende Interesse- und Verständnislosigkeit, Stumpfheit, — kurz, innere Verarmung unseres Volkes würde wohl das Ergebnis sein. Wir brauchen aber aufgeschlossene Menschen, die fähig sind, selbständig zu denken, zu vergleichen, fähig sind, sich auszudrücken, Menschen mit geweitetem Horizont. Spezialistentum führt unweigerlich zu Engstirnigkeit, wenn es sich nicht aufbauen kann auf dem Fundament der grossen und weiten Zusammenhänge der menschlichen Beziehungen aller Sparten.

Kinder durch die Schule schon dem Spezialistentum zuführen zu wollen, ist, so scheint uns, eine Hemmung für die Entwicklung ihrer späteren Persönlichkeit. Sollen sie schon zu Beginn ihrer Entfaltung auf ein ihrer Anlage vielleicht gar nicht entsprechendes Geleise geführt werden? Was Wunder, wenn sie später entgleisen! Sollen sie früh schon der Möglichkeit beraubt werden, sich erst einmal umsehen zu können, weil der Lehrplan der acht oder neun Schuljahre ihnen nur eine Richtung weist? Wie kann man nach weniger Pflicht-, und mehr Wahlfächern rufen, wenn weder Kind, noch Eltern, noch Lehrer wissen können, welche Wahl als geeignet zu betrachten wäre?

Wollen wir einmal das Pensum der Allgemeinbildung etwas unter die Lupe nehmen? Ist es wirklich so viel belastender als früher? Kaum. Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie sind sich für die acht bis neun Schuljahre gleich geblieben. Halt! nein! Das Erlernen und Ueben der deutschen Schrift fällt heute weg. Die Sprachen Deutsch und Französisch, und fakultativ Englisch oder Italienisch haben sich nicht geändert. Die Geographie erfordert ebenfalls nicht mehr als früher, sie ist nur um einiges anders. Wohl erleben Physik und Chemie einen weitgreifenden Aufschwung; sie kommen jedoch erst in der Mittelschule richtig zum Zuge, dürften also die Sekundarstufe nicht wesentlich belasten. Einzig der Geschichtsunterricht stellt grössere Anforderungen auf dieser Stufe. Wirklich? Gerade dieser Unterricht würde gewinnen, wenn der zu verarbeitende Stoff tüchtig gerafft würde. Ist es denn nötig, dass der Schüler belastet wird mit Wissen um Ortschäftchen und Wäldchen, in und hinter denen eine Mordnacht oder ein Scharmützel Anno??? stattgefunden haben? Warum nicht Geschichte in ihrer grossen Linie, — die einzelnen Länder im Zusammenhang von Jahrhunderten zu Jahrhunderten, aufzeigen? Mit Begeisterung denken wir an unsern beglückenden Geschichtsunterricht zurück, da unsere Lehrerin — jawohl, eine Frau — uns in lebendigster Weise mit den grossen Zügen der Weltgeschichte vertraut machte und die Schweizer Geschichte in dieses Geschehen einzubetten wusste, so dass sie uns auf ganz besondere Art lieb und wert wurde und für alle Zeiten im Gedächtnis haftet.

Wir sehen, der Stundenplan ist nicht so viel mehr belastet, wie man wahr haben möchte. Leider ist auf der Sekundarstufe (durch die Teilung in naturwissenschaftliche und philologische Ausbildung der Lehrer) kaum mehr der Klassenlehrer anzutreffen, und die Gefahr besteht, dass der Fachlehrer *sein* Fach im Zentrum des Pensums sieht und zu viel Gewicht darauf legt, besonders auch, was die Hausaufgaben betrifft. Auch darf nie vergessen werden, dass Sekundarstufe nicht Mittelschulstufe ist, und diese nicht Hochschulstufe. Ein Vorgreifen auf die nächst höhere Sprosse kommt leider nicht selten vor, ist aber fehl am Platze. Es geht hier ja nicht um das Prestige!

Heute haben wir fast überall die Sportwoche, die im Februar das gar lange Winterquartal auflockert und damit einen gewissen Ausgleich einem *vielleicht* etwas erhöhten Stoffpensum gegenüber schafft. Auch die Weihnachts- und Osterferien erfreuen sich einer Verlängerung von etlichen Tagen. Es scheint uns, dass nicht von der Schule her die Kinder zu stark belastet werden. Andere Faktoren zählen bestimmt weit mehr. Schon ganz allgemein der ungeheure Lärm von früh bis spät auf den Strassen, der Besinnungspausen und Entspannung fast unmöglich macht. Dann aber möchten wir vor allem drei Ursachen nennen: Bis spät abends sitzen die Kinder vieler Familien vor dem Bildschirm und gehen überhaupt ganz allgemein viel zu spät zur Ruhe. Zehn, ja elf Uhr ist keine Bettzeit für Schulpflichtige. — Wie förderlich es ist, wenn die Aufgaben beim angedrehten Radio gemacht werden, kann man an der Konzentrationsunfähigkeit der Kinder erkennen. Als Drittes nennen wir die Wochenendausflüge per Auto an die ... Riviera! Ist das Ziel auch nicht immer so weit gesteckt, so geht's doch meist durch die halbe Schweiz und ins Ausland sehr oft. Kinder sehen und erleben alles viel intensiver als die Erwachsenen und geben sich daher viel mehr aus. Dementsprechend werden sie von allen Eindrücken viel mehr in Anspruch genommen. Wie, wo und wann sollen sie all das Geschaute, Erlebte, verarbeiten? Es kommt ja gleich wieder Neues! Das wächst sich zu starker Belastung aus. Es ist unglaublich, wie viel Kindern zugemutet wird an «mitmachen; dabei sein; haben müssen»; — der reinste Wettlauf! Zum Schaden der Kinder! Ist's verwunderlich, wenn solche Kinder in der Schule versagen, wenn sie zum Nervenbündel werden, wenn sie, wie kürzlich zu lesen, Symptome der Managerkrankheit aufweisen? Aber das kann und darf nicht dem Lernpensum der Allgemeinbildung in die Schuhe geschoben werden. Wo eine gute Allgemeinbildung fehlt, wird dies später im Leben als schmerzliches, bitteres Manko gebucht werden müssen. Ist der Unterricht lebendig, fesselnd und freudig, dann geht auch der Schüler willig und interessiert mit, und hat nicht die Empfindung einer Belastung.

Wie sehr waren wir beeindruckt von Professor Dr. Karl Schmids Festrede, die er als Rektor an der Jahrhundertfeier der Eidgen. Techn. Hochschule gehalten hat! Sehr entschieden vertrat er den Standpunkt, dass eine gute Allgemeinbildung nicht nur wünschenswert, sondern unerlässlich ist, wenn unser Volksniveau nicht absinken soll, wenn die Schweiz sich als ebenbürtig im Verkehr mit den andern Ländern behaupten will in Handel, Technik und Wissenschaften. *Emilie Briguet-Lasius*

Eine Pionierin der schweizerischen Wirtshausreform

Fräulein Marie Hirzel, zum 80. Geburtstag am 14. Juni 1961

Seit fünf Jahren lebt diese auf ein reich ausgefülltes Leben zurück- und noch auf lebenswert schöne Jahre in die Zukunft schauende Zürcherin im Ruhestand. Gewiss versteht sie diese Zeit auf ihre Art nun wirklich zu geniessen, davon konnten wir uns im Frühling dieses Jahres, als wir anlässlich der Hausräucke des nach 50jährigem Bestehen grosszügig umgebauten alkoholfreien Restaurants Volkshaus mit ihr am selben Tische sassen, überzeugen. Heiter erzählte die erstaunlich jung und beweglich gebliebene Jubilarin, wie sie ihre Zeit beglückend nutze, sie schreibe Briefe, sie lese, sie mache Besuche, sie besuche Kurse der Volkshochschule, höre sich Vorträge an, sie reise. Und spürbar strahlte Fräulein Marie Hirzel dieses so verdiente Glück der hohen Jahrzehnte aus. Sie fand sich ja im rege besuchten Volkshaus am Helvetiaplatz so recht an einem der vielen Tatorte ihres mit viel Verständnis und Menschenliebe durchsetzten praktischen und sozialen Wirkens. Dass dem so war, bezeugten die bei jener Feier anwesenden Herren a. Stadtrat J. Peter, Präsident der Volkshausstiftung, wie Finanzvorstand Stadtrat A. Maurer, mit ihren auch an die Adresse von Fräulein Marie Hirzel gerichteten Worten der Anerkennung und des Dankes. Und wenn sich nicht nur diese allen Ansprüchen modernen Betriebs und hygienischer Mahlzeitenzubereitung gerecht werdende Stätte alkoholfreier Gastlichkeit, sondern auch noch viele andere auf dem Gebiete der Stadt Zürich und um diese herum der Erfüllung ihres verdankenswerten Zwecks, ihrer immerwährenden grossen Beliebtheit erfreuen, so hat die am 14. Juni 80 Jahre zählende Fräulein Hirzel ein schönes Stück Verdienst daran.

Als Tochter des damaligen Zürcher Schulpräsidenten kam Marie Hirzel früh auf den Gedanken, sich — was zu jener Zeit noch gar nicht so selbstverständlich war — einem Beruf zu widmen. Sie trat als Hilfe in das von Dr. h. c. Susanna Orelli begründete «Rütli», eine alkoholfreie Kaffee-Wirtschaft an der Zähringerstrasse in Zürich, ein. Bald erkannte Frl. v. Orelli die Fähigkeiten und das sonnige und optimistische Wesen der jungen Angestellten, so dass diese so recht eigentlich die rechte Hand der Leiterin wurde. Seit 1919 präsidierte Frl. Hirzel den Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften. Sie gehört ebenfalls dem Vorstand der Schweizerischen Stiftung zur Förderung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern an, und selbstverständlich erinnern wir uns daran, mit welcher Begeisterung sie sich als Präsidentin des Initiativkomitees für die Verwirklichung des Zürcher Jugendhauses immerzu eingesetzt hat.

Früh hat Fräulein Hirzel die Notwendigkeit erkannt, im Küchenbetrieb Verbesserungen einzuführen. In fortschrittlicher Weise hat sie in den alkoholfreien Betrieben mit den täglich zu Tausenden zu verpflegenden Gästen, dem zahlreichen Personal, die Zubereitung der Rohkost aufgenommen, wofür ihr Unzählige zu Dank verpflichtet sind. Ihr sind grossangelegte Traubenaktionen zuzuschreiben, und auf ihre Initiative hin bestehen an der Zürcher Universität, an der ETH und an der Gewerbeschule die von Studenten und Schülern so geschätzten Büffets.

Manche Leiterin einer Gemeindestube oder eines alkoholfreien Betriebs hat Gewinn davon getragen, durch die von Fräulein Hirzel aufs beste ausgebaute Vorsteherinnenschule des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften zu gehen und nun einen sie beglückenden Posten ausfüllen zu können.

Schon anlässlich der ersten, 1928 durchgeführten Saffa in Bern richtete Fräulein Marie Hirzel dort das «Alkoholfreie» ein. An der Landi 1939 in Zürich erhielt wiederum das alkoholfreie Restaurant unter dieser kundigen Leitung regen Besuch. Die Saffa 1958 wiederum sah sie dort, wo sie — wo ihr Herz hingehörte — einfach so gewissermassen in das ihr so wohlvertraute Gebiet des Wirkens liebenswürdig einspringend zu Besuch erschien. Wir alle erinnern uns noch gut, wie trefflich die Verpflegung des Saffa-1958-Alkoholfreien war, wie Tausende von Gästen, darunter viele ihre Anerkennung zollende Ausländer, diese Gaststätte immer wieder besuchten.

In einem Vortrag, den Fräulein Marie Hirzel 1957 an der Delegiertenversammlung der Zürcher Frauenzentrale hielt und den wir im Frauenblatt abdrukken durften, erzählte sie u. a.:

«In die erste Zeit meiner Tätigkeit fiel die epochemachende Umstellung der Ernährungsweise durch Dr. Bircher-Benner. Die neuen Grundsätze fanden auch in unsern Betrieben viele Anhänger. Das «Birchermüesli», die Rohsalate, die neue Art der Gemüsezubereitung wurden auch bei uns bahnbrechend. Neben den Fleischessen wurden Essen ohne Fleisch zusammengestellt und ausgerechnet. Kräutertees aller Art wurden verlangt. Es gab viel zu tun, bis diese Neuerungen richtig eingeführt waren. Zuerst stiess man auf Widerstand beim Küchenpersonal, denn manche Einteilung musste umorganisiert werden, aber die Freude der Gäste über die Möglichkeit, sich neuzeitlich verpflegen zu können, war anderseits ein Ansporn, durchzuhalten. Wir gehörten zu den ersten Gaststätten, in denen frische Beeren und Aepfel als Dessert verabreicht wurden.

Aber nicht nur in die Wirtschaftsführung erhielt ich neue Einblicke, nein, auch in das politische Leben von Zürich wurde ich hineingezogen. Das grosse alkoholfreie Restaurant im Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4, wurde uns zur Pacht angetragen. Die Volkshausstiftung hatte Mühe, die notwendigen Darlehen zur Fertigstellung des Hauses von den Bankinstituten zu erhalten. Der Mietzins des Restaurants sollte den Zins der Bank-Darlehen garantieren. Die Banken schlugen unsern Verein zur Wirtschaftsführung vor. Das war eine Ehre, die wir hochschätzten. Wir stifteten an die Kosten der Einrichtung des Restaurants 10 000 Franken und bezahlten für verschiedene Mobiliaranschaffungen noch 27 000 Franken. Bei der Einweihung sass ich zum erstenmal mit einem grossen Kreis von Sozialdemokraten zusammen und hörte von ihren Zielen sprechen. Ich sah in eine neue Welt hinein, mein Horizont weitete sich.

Im ersten Weltkrieg 1914—1918 wurde mir plötzlich die oberste Wirtschaftsführung über unsere Betriebe anvertraut, nachdem ich mir in der Leitung der Landi 1914 den «Leutnantsgrad», wie es Frau Professor Orelli damals nannte, erworben hatte; denn für uns alle stand im Jahre 1914 der Militärdienst in vorderster Reihe. Von einem Tag zum andern wurde ich Hauptmann mit einer Fülle von neuen Aufgaben. Die Schwierigkeiten in der Beschaffung der Lebensmittel waren enorm, auch unsere Behörden waren nicht vorbereitet auf diesen Weltkrieg. Es ging drunter und drüber. Die Rationierung der Lebensmittel wurde erst 1917 eingeführt. Die Fleischpreise, überhaupt alle Preise, stiegen und stiegen, und immer von neuem standen wir vor einer neuen Anpassung unserer Verkaufspreise. Als kleines Beispiel diene folgendes: Frühling 1914: Ankaufspreis von weissen Böhnli 35 Rappen per Kilo; Frühling 1916/1917: Ankaufspreis von weissen Böhnli Fr. 5.— per Kilo. Wir wollten unsern Gästen dienen in dieser schweren Zeit, und doch mussten wir uns zu Preiserhöhungen entschliessen, um bestehen zu können. Wie oft standen wir dazumal schon um 7 Uhr morgens vor der Tür des Stadtrates, der die Lebensmittelversorgung betreute, und baten um Kartoffeln, Mehl, Milch usw. Ich sehe uns auch im ungeheizten Zug mit einem Scheck von Fr. 40 000.— nach Basel fahren, um Anteilscheine für Kohlenlieferungen zu holen».

Wie viele überwundene Hindernisse, gelöste Aufgaben, welch ein Lebenswerk, und nun die beneidenswert schöne Heiterkeit des Alters! Wir danken Fräulein Hirzel, die immer noch auch zu jenen gehört, welche sich um das Zustandekommen des Zürcher Jugendhauses mühen, für all das Grosse und Gute, das sie wirkte, und wir wünschen ihr noch eine beglückende, gute Zeit wohlverdienten Lebensfeierabends! BWK

Politik – eine auch für Frauen faszinierende Aufgabe

Eine Stadträtin stellt sich vor: Lucette Favre-Rognon aus Neuenburg, früher Krankenschwester, jetzt verheiratet, Mutter eines kleinen Jungen von vier Jahren, seit 8 Monaten Mitglied des Stadtrates (Legislative) von Neuenburg, seit dem 7. Mai auch noch Kantonsrätin. Sachlich, ernst spricht sie von ihrer Arbeit im Stadtrat: Eine Motion, in der sie die Einrichtung von Schülerhorten verlangt hat; eine andere, die die Erhöhung der Zusatzrenten für Betagte bezweckt. Frau Favre berichtet auch über die Motion ihrer Kollegin Raymonde Schweizer im Kantonsrat: Erstellung neuer Pensionsheime für junge Leute, die von auswärts kommen, und zwar nicht nur für Burschen, sondern auch für junge Mädchen. Frau Favre ist jung, voll heiligen Eifers, sie ist überzeugt, dass die Frauen als Behördemitglieder einen wichtigen sozialen Beitrag leisten.

Frau Groux, waadtländische Gemeinderätin, hatte nach ihren eigenen Worten die Chance, schon als junges Mädchen staatsbürgerlichen Unterricht zu erhalten. Vielleicht darum die Leichtigkeit, die Freudigkeit, mit der sie über ihre Mitarbeit im Gemeinderat von Grandson spricht. Auch sie zeigt, dass Politik vom Menschen aus geht und immer wieder zum Menschen hinführt.

«Die Demokratie ist kein Geschenk, sie ist eine Aufgabe. Wie soll ein Staatsbürger in der Schweiz seine anspruchsvollen Aufgaben erfüllen können, wenn er nicht einen gründlichen staatsbürgerlichen Unterricht erhalten hat?» so fragte Prof. Dr. Karl Schib aus Schaffhausen. Knaben und Mädchen sollen diesen Unterricht gemeinsam besuchen. So stossen sie ganz ungezwungen und selbstverständlich auf die Frage des Frauenstimmrechts. Ein junger Mann, der in der Schule aktuelle politische Probleme mit Mädchen sachlich diskutiert, kann im Ernst den Frauen die Fähigkeit für die politische Mitarbeit nicht mehr absprechen.

Die hier skizzierten Referate wurden gehalten vor der 50. Delegierten-Versammlung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht, die unter dem Vorsitz von Frau Dr. Lotti Ruckstuhl, Wil SG am 3./4. Juni in Aarau tagte. 150 Delegierte, davon rund ⅓ aus Kantonen mit Frauenstimmrecht, nahmen daran teil. Dass auch die politisch noch rechtlosen Deutschschweizerinnen ihre Freude haben am parlamentarischen Betrieb, zeigten die Verhandlungen der Geschäftssitzung mit Jahresbericht, Jahresrechnung und Statutenänderung. Ein Bankett am Samstagabend, ein Ausflug nach den Schlössern Lenzburg und Hallwil diente dem persönlichen Gedankenaustausch. F. S.

Frauen in anderen Ländern

Disziplinierter Einsatz von Familienhelferinnen im österreichischen Bundesland Steiermark

Im Rahmen des Steirischen Mutterhilfswerkes, in dem das Land Steiermark, die Landwirtschaftskammer und die Caritas fruchtbringend zusammenarbeiten, wurden vor einem Jahr die ersten Familienhelferinnen auf den Bauernhöfen eingesetzt, deren Aufgabe es ist, die Bäuerinnen in dringenden Notfällen, bei ernsten Erkrankungen oder in Zeiten der Niederkunft, in Haus und Hof als Mutter und Hausfrau zu vertreten. Dass mit diesem sozialen Hilfswerk einem tatsächlichen Bedürfnis entsprochen wurde, bewies die grosse Nachfrage nach diesen Helferinnen, deren Zahl sich bald als ungenügend zeigte. In einem zweimonatigen Kurs wurden die Mädchen für den verantwortungsvollen Beruf ausgebildet, und heute stehen nunmehr in der Steiermark 45 Familienhelferinnen für die Bäuerinnen im Einsatz.

Die Berichte dieser Mädchen bieten nur zu häufig ein erschütterndes Bild von Armut, Not und Elend in diesen Bauernhöfen. Es fehlt vielfach an allem und jedem. Wenn dazu noch Krankheiten kommen, die Kinder sich selbst überlassen sind und dem Manne die Arbeit und die Sorgen über den Kopf wachsen, ist die Aufgabe der Helferinnen wahrhaft nicht leicht. Sie können zwar keine Wunder wirken, aber mit fleissigen Händen, gesundem Sinn, warmem Herz und viel Geduld Notzeiten überbrücken, manches wieder in Ordnung bringen und zum Besseren wenden. Die Dankbarkeit der Mütter und die Anhänglichkeit der Kinder sind ihr schönster Lohn, wenn sie nach Wochen oder Monaten wieder weiter wandern müssen, weil anderswo längst ein dringender Einsatz auf sie wartet. S. Hess

Carl Hilty, ein Wegbereiter der Frauenrechte

Von H. Spahr-Lüssi

(Schluss)

Ganz revolutionär tönt es, wenn uns Hilty sagt, dass in der Regel nur der Recht bekomme, welcher es sich allfällig auch selbst verschaffen könne. Dass diese Einsicht manchmal lange auf sich warten lasse, komme daher, weil die unterdrückten Parteien die Mittel nicht besässen, sich auf legale Weise Geltung zu verschaffen. In unserem Kampfe bedienen wir uns jener Waffen, die uns zur Verfügung stehen. Wer will behaupten, sie seien nicht legal? «Der Protest der Basler Lehrerinnen nach dem 1. Februar 1959, die Resolution des Zürcher Frauenstimmrechtsvereins gegen den obligatorischen Zivildienst, die Aktion gegen das FHD-Plakatjüngferchen, das Buch der Iris von Roten, der Protest der Thuner Lehrerinnen, die Fackelzüge, die Aktionen mit den Werbemarken u. a. m. Aber alle diese Kundgebungen und Manifeste will man nicht als das verstehen, was sie sind, «gewaltlose Revolten», das Zerren an tausendjährigen Ketten; die Gegner reden von Zwängerei.

Erst eine künftige Geschichtsschreibung wird unserer Sache einmal gerecht werden und wahrscheinlich dann auch all jene Fälschungen im Bilde unserer «heroischen» Schweizer Geschichte richtigstellen, so dass dann manch ein «Winkelried» und «Sempacher» seine verstaubten Ahnenbilder, die Götzen und Götzlein heimlich und leise in die Rumpelkammer stellt. Es gehört ja wohl zum Schwersten, die Partnerschaft der Macht mit einem anderen Partner zu teilen, und auch unser Freund spricht davon, dass die Beati possidentes niemals gerne ihren bisherigen Untertanen Gleichberechtigung einräumen werden, überhaupt keine Veränderung wünschten und immer Gründe dagegen finden werden, solange sie den Entscheid allein in Händen halten.

Einst sagte der grosse Revolutionär J. Mazzini, das Leben sei eine Mission, und wenn es das nicht gewesen, so habe es keinen Inhalt gehabt und wahrscheinlich auch keine Zukunft vor sich. Machen wir uns diese Gedanken zu eigen, damit keine Frau, die noch einen Rest von Verantwortungsgefühl in sich trägt, abseits stehe. Schliessen wir uns zusammen, mit jenen Frauen, die als vollverantwortliche Staatsbürgerinnen die Verantwortung in unserem Staate gewillt sind mitzutragen. Werde der du bist — dieser Forderung kommen wir nach, indem wir uns unseren Möglichkeiten und Anlagen gemäss entwickeln bis zur Selbstwerdung, zu einem neuen Leitbild. Dies bedeutet für uns Frauen nicht allein die Entwicklung der spezifischen weiblichen Anlagen in uns, sondern auch des männlichen Gegenbildes, das heisst aller männlichen Eigenschaften, die ebenfalls zum Bilde unserer Persönlichkeit gehören und die jede Frau in dieser oder jener Form besitzt: «Klugheit, Logik, Furchtlosigkeit, Sachlichkeit, Freiheitsliebe, zusammen mit ihren übrigen Vorzügen entstehe dann ein Wesen, das sich nicht vollkommener denken lasse», schrieb einst Johann Wolfgang Goethe vor 200 Jahren.

Seitdem befinden wir uns in dem ungeheuerlichsten Wandel, den die Menschheit seit vielen Jahrtausenden durchgemacht hat. In solcher Situation muss man entscheiden, ob man der Vergangenheit oder der Zukunft zuneigt. Wenn wir richtig handeln, so äusserte sich Prof. Dr. W. Köhler, können wir vielleicht eines Tages das Paradies der Zukunft finden. Wir aber sind nun Zeugen des unerhörten Freiheitsdranges und -kampfes der einstigen Kolonialvölker. Endlich stellt sich auch Amerika eindeutig auf ihre Seite, um auch den farbigen Völkern jene unveräusserlichen Menschenrechte zu garantieren, wie sie in ihrer eigenen Verfassung und in der UNO-Charta niedergelegt sind: «Glauben an die Grundrechte des Menschen, an die Würde und den Wert der menschlichen Person, an die gleichen Rechte von Frauen und Männern; Förderung und Unterstützung der Achtung vor den Menschenrechten und den Grundfreiheiten für alle ohne Unterschied der Rasse, des Geschlechts, der Sprache oder des Glaubens.

Wäre es angesichts dieser Entwicklung nicht endlich Zeit, auch uns Schweizerinnen die Gleichberechtigung zukommen zu lassen?

Frau und Lebensversicherung

Das moderne schweizerische Versicherungswesen geniesst im In- und Ausland einen hervorragenden Ruf, den es sich durch stete Leistungsverbesserungen erworben hat. 1389 Millionen Franken hat das Schweizervolk im Jahre 1958 für private Versicherungszwecke aufgewendet; davon entfallen mehr als die Hälfte auf Prämienzahlungen an die Lebensversicherungsgesellschaften. Das ist ein eindrücklicher Beweis des Vertrauens in diese der Bundesaufsicht unterstellten Unternehmungen. Aber auch der Wille des einzelnen zur verantwortungsbewussten Vorsorge kommt in diesen hohen Zahlen deutlich zum Ausdruck. Tatsächlich vermag die Lebensversicherung manche Not zu verhindern oder wenigstens zu lindern, denn sie stellt vorsorglich die Geldmittel sicher just für die Zeit, da sie am nötigsten gebraucht werden. Wie willkommen ist doch die Hilfe der Lebensversicherung bei vorzeitigem Tod des Ehemannes und Familienvaters, oder aber auch dann, wenn der Herbst des Lebens sich ankündigt! Wie dankbar sollen Kinder ihren Eltern sein, wenn diese ihnen durch eine Aussteuer-, Lehr- oder Studiengeldversicherung ein Kapital bereitstellen, das zur Gründung eines Hausstandes oder zur Berufsausbildung verwendet werden kann! Die Erkenntnis der wichtigen sozialen Aufgaben, welche die Lebensversicherung erfüllt, hat dazu geführt, dass sie von der Gesetzgebung mit besonderen rechtlichen Privilegien ausgestattet worden ist. Es sei hier auf folgende Bestimmung hingewiesen: Sind Ehegattin oder Nachkommen begünstigt, das heisst vom Versicherungsnehmer im Falle seines Ablebens als bezugberechtigt bezeichnet, so kann der Versicherungsanspruch weder gepfändet noch im Konkurs des Versicherten verwertet werden. Damit hat der Versicherungsnehmer die Möglichkeit, einen Vermögenswert zu schaffen, der seiner Familie trotz einem allfälligen Konkurs oder einer Pfändung ungeschmälert erhalten bleibt.

Wichtig ist ausserdem die in den meisten Kantonen gewährleistete steuerliche Bevorzugung der Lebensversicherung. So können beispielsweise in vielen Kantonen die bezahlten Versicherungsprämien vom Einkommen abgezogen werden.

Sollten all diese Leistungen und Vorzüge der Lebensversicherung die Frau unbeteiligt lassen, oder sollte den Frauen in der Assekuranz nur die Rolle der passiven Nutzniesserinnen zugedacht sein? Gewiss nicht! Als Hüterin der Familie und als kluge Befürworterin rechtzeitiger Vorsorge setzt sie sich auch aktiv ein für diejenige Institution, welche gerade dann Schutz bietet und Hilfe leistet, wenn schlimme Wechselfälle des Lebens, Krankheit, Unfall oder Tod eintreten. Nahezu 1½ Millionen Franken zahlen die privaten Lebensversicherungsgesellschaften in der Schweiz jeden Tag an Versicherte oder Anspruchsberechtigte aus!

Bekanntlich ist die Lebensversicherung kein Artikel, der hinter einem Schalter oder Ladentisch oder gar im Selbstbedienungsladen verkauft werden kann. Dank der Vielfalt der modernen Versicherungsformen lässt sich der einzelne Vertrag den individuellen Verhältnissen und Wünschen genau anpassen. Dazu aber bedarf es der eingehenden Beratung und Aufklärung, des persönlichen Gesprächs, das nicht überreden, sondern von der guten Sache überzeugen will. Gerade hier setzen auch Frauen sich erfolgreich ein. Der Beruf einer Versicherungsberaterin ist freilich noch nicht sehr bekannt, aber er bietet viel Schönes und weitgehende Selbständigkeit. Er verlangt jedoch ganzen Einsatz, Charakterfestigkeit und feines Einfühlungsvermögen, gilt es doch, Zugang zu fremden Menschen zu finden, Kontakt zu schaffen und die Situation der Leute, die man besucht, rasch zu erfassen. Darin haben weibliche Angestellte im Aussendienst ein offenkundiges Geschick. Fürsorge und Vorsorge sind ihnen keine leeren Schlagworte, sondern Begriffe, deren Tragweite jedem einzelnen immer deutlicher aufgezeigt werden muss.

Aber nicht allein im Aussendienst ist die Mitarbeit der Frau wertvoll. Bekanntlich haben die schweizerischen Lebensversicherungsgesellschaften in den letzten Jahren und Jahrzehnten Bedeutendes geleistet, um ihre Betriebe zweckmässig auszubauen und zu rationalisieren. Es geschah und geschieht dies letztlich ganz im Interesse der Versicherten. Zahlreiche weibliche Angestellte leisten zusammen mit den männlichen Kollegen ihren persönlichen Beitrag zur Vereinfachung, Beschleunigung und zuverlässigen Erledigung der vielen verschiedenen Arbeitsgänge. Eine entscheidende Aenderung im Arbeitsprozess des gesamten Innendienstes hat die Einführung des Lochkartenverfahrens gebracht. Es hilft mit zur speditiven Abwicklung aller Massenarbeiten für das Prämieninkasso, für die Buchhaltung und die Verwaltung. Die Bedienung der Lochkartenmaschinen verlangt Aufmerksamkeit, Geschick und Sorgfalt, menschliche Eigenschaften, welche auch ein mechanisierter Betrieb nie wird entbehren können.

Dass in den Versicherungsunternehmungen auch eine grosse Zahl tüchtiger Sekretärinnen tätig ist, brauchte eigentlich nicht besonders gesagt zu werden. Es ist aber trotzdem und gerade deswegen erwähnenswert, weil es sich dabei nicht selten um langjährige Stelleninhaberinnen handelt, die durch Einsatz, kluge Umsicht und erstklassige Leistung ihrem Chef recht eigentlich unentbehrlich geworden sind. Ihr Posten bedeutet ihnen nicht bloss gute Verdienstquelle, sondern sie fühlen sich wirklich mitverantwortlich für das grosse Werk, dem alle dienen.

Selbst der Aufstieg in die Leitung einer Gesellschaft ist Frauen nicht verschlossen, denn auch hier kann ihr Rat und ihre Initiative von grossem Nutzen sein. Die Lebensversicherung muss ja ihrem Zweck und Ziel entsprechend zeitgemäss und aufgeschlossen sein und den modernen Bedürfnissen Rechnung tragen. Niemand wird behaupten wollen, dass dabei die Mitsprache der Frau unterschätzt werden dürfe.

Die Lebensversicherung ist ein Gemeinschaftswerk. Die Frau bleibt aus dieser Gemeinschaft nicht ausgeschlossen. Sie bietet ihr und ihren Kindern dann Schutz, wenn der Familienvater vorzeitig sterben sollte, sie bedeutet aber auch Vorsorge für den Fall der Erwerbsunfähigkeit infolge Krankheit oder Unfalls. Der alleinstehenden Frau dient die Lebensversicherung als Hilfe für die alten Tage und als Invaliditätsfürsorge. Zudem aber bedeutet die Mitarbeit der Frau im Lebensversicherungsunternehmen selbst für dasselbe eine wichtige, ja unentbehrliche Dienstleistung.

W. B.

Geschmackvolle Briefumschläge,
gediegene Schreibpapiere
tragen dieses Zeichen
H. GOESSLER AG, ZÜRICH 45

Angestelltentagung des «Schweizer Verband Volksdienst»

Hunderttausend Menschen werden täglich durch den «Schweizer Verband Volksdienst Soldatenwohl» in Kantinen, Wohlfahrtsbetrieben und Soldatenstuben mit preiswerten und guten Mahlzeiten verpflegt. Dies ist keine Kleinigkeit, und man kann sich leicht vorstellen, dass es dafür viele fleissige und geschickte Hände braucht, sowohl in der Küche bei der Zubereitung der Speisen, wie auch beim Servieren.

Am letzten Sonntag aber, dem 28. Mai, hatten sie alle frei, die «helfenden Geister», und es wurde gefeiert: da kam die grosse Familie der über 700 Angestellten aus der ganzen Schweiz im Kongresshaus in Zürich zur traditionellen festlichen Tagung des Volksdienstes zusammen. Eine wahrhaft internationale Gemeinschaft, waren doch zehn Nationen vertreten! 22 Prozent aller Mitarbeiter sind Ausländer, denn neben den bewährten früheren Kräften stehen heute auch Spanier, Griechen und Türken. Es bedarf gewiss von allen Seiten viel guten Willens, um das tägliche Zusammenleben harmonisch zu gestalten. Man braucht dabei nicht einmal an die andersgearteten Gewohnheiten, an die verschiedene Mentalität zu denken: rein sprachlich dürften sich, zumindest am Anfang, beträchtliche Schwierigkeiten zeigen, denn Kenntnisse in Spanisch oder gar Türkisch sind bei uns nicht eben häufig.

Fräulein Annemarie Luchsinger, die Leiterin der Abteilung für Personalwesen, begrüsste die Anwesenden aufs Herzlichste. Mit ehrenden Worten und in Dankbarkeit gedachte sie des verstorbenen Präsidenten, alt Regierungsrat Dr. R. Briner, der während vieler Jahre dem Verband Volksdienst seine wertvolle und tatkräftige Unterstützung geschenkt hatte, wie auch der übrigen, im vergangenen Jahr verstorbenen Mitarbeiter.

Den Willkommensgruss des Vorstandes überbrachte der neue Präsident, Dr. iur. Karl Streit, und er verband damit zugleich den Dank an alle Angestellten für ihre Mitarbeit, für ihre Treue zu einem grossen und schönen Werk.

Nach gemeinsamem Gesang des Liedes «Grosser Gott, wir loben dich», hörte man den Lichtbildervortrag «Mensch und Tier im Zoo» von Professor Dr. H. Hediger, Direktor des Zürcher Zoos. Mit Staunen vernahm man, welch interessante Beobachtungen heute an den Tieren gemacht werden, und wie man gelernt hat, ihre Gewohnheiten und ihr Verhalten zu verstehen. Dass der Mensch dazu neigt, das Tier zu «vermenschlichen», weiss jeder, der Katze oder Hund besitzt, und der im Tier den guten Kameraden sieht. Nicht allgemein bekannt aber ist die Tatsache, dass das Tier den Menschen in seine Umgebung einbezieht und gewissermassen einen «Artgenossen» in ihm erblickt.

Den festlichen Mittelpunkt der von der Eisenbahnermusik Zürich umrahmten Tagung bildete die Diplomierung langjähriger Angestellter. Wie auf

(Fortsetzung auf Seite 4)

Politisches und anderes

Die Sommersession in Bern

Am Montagabend sind die eidgenössischen Räte in Bern zur ordentlichen Sommersession zusammengetreten. In seiner ersten Sitzung genehmigte der Nationalrat diskussionslos zwei Abkommen mit Frankreich und Italien über die Errichtung nebeneinanderliegender Grenzabfertigungsstellen und die Grenzabfertigung während der Fahrt. Diese Abkommen sollen den Reiseverkehr erleichtern. Sodann behandelte der Rat die technische Hilfe an Entwicklungsländer und billigte den entsprechenden Bundesbeschluss. Der Ständerat eröffnete die Verhandlungen mit Annahme eines Abkommens über den gewerbsmässigen Luftverkehr, sowie über Lufttüchtigkeitsausweis der eingeführten Luftfahrzeuge.

Europäische Gespräche Kennedys

Vom 31. Mai bis 2. Juni weilte der amerikanische Präsident Kennedy in Paris als Gast von Präsident de Gaulle. Die beiden Präsidenten erörterten — wie es im Communiqué heisst — die wichtigsten Fragen der gegenwärtigen Weltlage. Sie prüften ferner die Mittel für die Stärkung der Atlantischen Allianz, jener grundlegenden Vereinigung der freien Nationen. Die Gespräche haben ergeben, dass zwischen den beiden Präsidenten eine grundlegende Uebereinstimmung besteht, besonders in der Frage ihrer Verantwortung gegenüber Berlin.

Zu dem Treffen Kennedys mit Ministerpräsident Nikita Chruschtschew in Wien wurde amtlich erklärt, dass die beiden Staatsmänner in ihren «nützlichen Gesprächen» das Verhältnis zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten, sowie andere Fragen erörtert haben, die beide Länder interessieren. Zu Gespräch kamen die Fragen der Kernwaffenversuche, der Abrüstung, Deutschlands, sowie die Lage in Laos. Abschliessend hiess es in der Verlautbarung, Kennedy und Chruschtschew hätten vereinbart, in allen Fragen, die für beide Länder und für die ganze Welt von Interesse sind, Kontakt zu halten.

Nach seinen Besuchen in Paris und Wien hat Präsident Kennedy London am 4. und 5. Juli einen kurzen privaten Besuch abgestattet. Dies gab dem Präsidenten die Möglichkeit, mit Premierminister Macmillan die Weltlage im Lichte seiner Besprechungen mit Präsident de Gaulle und Chruschtschew zu erörtern. Den letzten Abend seiner Europareise verbrachte der amerikanische Präsident mit seiner Gattin als Gast Königin Elisabeths II.

Berlinnote der Westmächte

Die Westmächte haben die sowjetische Regierung erneut darauf hingewiesen, dass sie am Viermächtestatut Berlins festhalten. Diese Feststellung ist in Noten enthalten, die am Samstag in Moskau überreicht wurden. Sie stellen die Antwort der Westmächte auf sowjetische Noten vom 14. April dar, in denen gegen den Beschluss der Bundesregierung protestiert wurde, die zentrale Bankenaufsichtsbehörde in Westberlin einzurichten.

Neutralistentreffen in Kairo

Die in Kairo versammelten Aussenminister und Delegierten von 21 neutralen Ländern haben einstimmig einen indischen Vorschlag angenommen, wonach auch weltpolitische Fragen behandelt werden sollen. Damit hat das Treffen von dem ursprünglich nur die technische Vorbereitung eines «Gipfeltreffens der Neutralen» erwartet worden war, einen zusätzlichen politischen Akzent erhalten. Der Plan des Gipfeltreffens der Neutralen wurde anfangs dieses Jahres bei einer Zusammenkunft zwischen Nasser und Tito erstmals aufgeworfen.

Ermordung des Diktators Trujillos

Raphael Trujillo, früherer Präsident der dominikanischen Republik, zuletzt offizieller Vertreter seines Landes bei den Vereinigten Nationen, in Wirklichkeit unumschränkter Herrscher des dominikanischen Staates, ist am vergangenen Dienstag ermordet worden.

Benzinzollzuschlag von 5 Rappen

Der Bundesrat hat den Entwurf eines neuen Bundesbeschlusses zur Finanzierung der Kosten des Nationalstrassen-Baues genehmigt. Darin soll der Zollzuschlag auf Treibstoffen für motorische Zwecke von 5 Rappen pro Liter festgelegt werden. Der Bundesrat wird ermächtigt, diesen Zuschlag bei einem Vorschuss des Bundes an den Nationalstrassenbau von über 400 Millionen Franken bis auf 7 Rappen zu erhöhen.

Preiszuschläge auf Speiseöle und Fette

Der Bundesrat hat beschlossen, auf den ersten Mai 1961 die Preiszuschläge auf Speiseöle und Speisefette von 10 auf 30 Franken je Zentner brutto zu erhöhen. Gleichzeitig wurden auch die Preiszuschläge auf butterhaltige Speisefette den veränderten Verhältnissen angepasst. Es werden ferner auf der aus dem Ausland eingeführten Kondensmilch Preiszuschläge erhoben. Durch diese Preiszuschläge erfährt der Lebenskostenindex eine Erhöhung von 1,18 Punkten.

Abgeschlossen am 6. Juni 1961. cf

Harriet Beecher-Stowe

Zu ihrem 150. Geburtstag am 14. Juni

Wer ist Harriet Beecher-Stowe? Ihr Name ist uns wahrscheinlich weit weniger geläufig als das Buch, das vor etwa hundert Jahren im heutigen Sinne ein Bestseller war, in viele Sprachen übersetzt und rund um die Welt gelesen wurde: Onkel Toms Hütte. Ueber diesem Buch hat seither wohl jedes Kind einmal seine heissesten Tränen vergossen, es liegt heute wieder in neueren Ausgaben vor und ist zwar in etwas anderem Sinne, aber in bezug auf Rassendiskrimination leider auch heute noch allzu aktuell geblieben.

Am 14. Juni 1811 wurde Harriet als Tochter des presbyterianischen Theologen Dr. Lyman Beecher in Litchfield (Conn.) in den USA geboren. Sie hatte eine Reihe von Geschwistern, die wie sie ein apostolisches Herz und grosse Beredsamkeit oder eine gewandte Feder hatten. «Mässigkeit, innere und äussere Mission, der Einfluss des Handels auf die öffentliche Sittlichkeit, die Bekehrung junger Leute, Einrichtung theologischer Seminare, Erziehung, Kolonisation, Abolition, die politischen Pflichten des Christen, das sind die Gegenstände, auf welche die Beechers ihre Kraft werfen», dies schreibt der Uebersetzer des Buches «Schlüssel zu Onkel Toms Hütte», worin die Verfasserin «Originaltatsachen und Beweisstücke» aufführt, auf welche ihre weltberühmte Erzählung gegründet ist. Denn sie konnte keineswegs unangefochten ein Buch von derartiger Breitenwirkung veröffentlichen! Die Kreise, die ihre materiellen Interessen durch die Massenbewegung der Gemüter nach der Lektüre dieses Buches gefährdet sahen, waren sehr mächtig. Der «Schlüssel zu Onkel Toms Hütte» liest sich als ein hochinteressantes Kulturdokument und gleichzeitig als die Verteidigungsschrift einer Frau, die eine Angelegenheit des Herzens verteidigt und ihrer Sache sicher ist.

Ist es schon an sich erstaunlich, dass ein Mensch damals, vor mehr als hundert Jahren, in den Vereinigten Staaten den Mut zu einer Publikation wie «Onkel Toms Hütte» aufbrachte, so überrascht es doppelt, dass es eine Frau war, die sich an dieses Thema wagte, das damals ein glühend heisses Eisen war. Die Beechers müssen ein besonderer Schlag gewesen sein. Die Geschwister sahen sich in geistiger wie in leiblicher Beziehung auffallend ähnlich, waren alle kräftig und stämmig gebaut und verfügten über einen energischen Charakter und grosse Aufopferungsfähigkeit.

Da der Vater eine Zeitlang an der presbyterianischen Kirche in Boston tätig war, hatte Harriet wie ihre Schwestern das Glück, eine gute Schulung zu geniessen. Das war damals noch keineswegs selbstverständlich, und es bedurfte harter Kämpfe — Catherine Beecher, die Schwester Harriets, hat sie tapfer und bahnbrechend mitgefochten — um die Mädchenbildung aus den Vorurteilen der Zeit zu befreien und den Mädchen auch andere Lehrgegenstände zugänglich zu machen als etwa Hausgeschäfte und Handarbeiten. Harriet wurde Lehrerin und unterrichtete eine Zeitlang an der von ihrer Schwester Catherine geleiteten Schule. Dann verehelichte sie sich mit Calvin E. Stowe, dem Professor für biblische Literatur an dem berühmten Lane-Seminar in Cincinnati, das als «neue Schule» der Presbyterianer gegründet wurde. Das Ehepaar wurde mit zahlreichen Kindern gesegnet und Harriet Stowe nahm es mit ihren Pflichten sehr ernst. Da sie jedoch eine bewährte Hilfe für den Haushalt hatte, benützte sie die wenigen freien Stunden, um Artikel zu schreiben, und war sehr froh über den Zuschuss in die Haushaltskasse, den sie sich dadurch verdiente.

Im Jahre 1833 wurde ein Abolitionistenkongress in den USA durchgeführt, der von Arthur Taphan, einem der Gründer des Lane-Seminars, geleitet wurde. Was Wunder, dass sich die Sklavereidiskussion zuerst unter den Studenten dieses Seminars entzündete, kräftigen und gescheiten jungen Menschen, die sich zum Teil den Weg zu ihrem Studium und ihrer Berufung selber bahnen mussten. Die Diskussion wurde zur lodernden Flamme, und schliesslich wurde den Studenten durch das Sicherheitsamt der Mund verbunden, weil die Handelsinteressen von Cincinnati in Bewegung gerieten! So wurde Cincinnati der Hauptschauplatz des Kampfes zwischen Freiheit und Sklaverei, der in den dreissiger und vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts tobte, und der Fluchtweg der Sklaven führte direkt beim Haus der Stowes auf Walnut Hills vorüber. So hat Harriet Stowe alle Phasen miterlebt, hat Flüchtlinge und Politiker, freie Farbige und die Herren und Sklaven auf den Pflanzungen und auf dem Markt beobachtet und hat endlich der Stimme ihres Herzens Ausdruck verliehen, die ihr gebot, das zu tun, was in ihrer Kraft stand, um das Gewissen der Welt aufzurütteln. Die Erzählung erschien zuerst in Fortsetzungen in der Zeitschrift «National Era» und 1852 in Buchform.

Harriet Elizabeth Beecher-Stowe hinterliess damit ein Zeugnis wahren Mutes und unerschrockenen Einsatzes für andere. Sie erreichte ein Alter von fast fünfundachtzig Jahren und starb am 1. Juli 1896 in Hartford.

Hedwig Lutz

O Wält, de liischt au hüt na da
wie s'Paradies;
nu d'Auge, wo si freued dra,
müend immer öppis zbriegge ha,

WM

Die Frau am Fenster

Den Mantel lose um die vollen Schultern gelegt, in der Linken lässig den vollen Fruchtkorb haltend, lässt Sebastiano del Piombo die junge Römerin am Fenster ihren Gedanken nachträumen — dem fernen Geliebten, einem holden Erinnern? So ganz ist sie in sich versunken, dass sie, bei aller Pracht des Gewandes, ein Stück der Natur zu sein scheint, zugehörig dem einsamen Gebirgsdorf, dem hohen Wolkenhimmel, die das Fenster umrahmt.

Immer wieder, seit Jahrhunderten europäischer Malerei, unabhängig von Zeit, Schule, Landschaft, Stil, begegnet uns, ein ewiges Thema mit Variationen, die Frau am Fenster. Mühelos liessen sich hundert Bilder aufzählen, die ihr So und nicht anders Sein, das feste Ruhen im eigenen Ich offenbaren, während das Fenster ihr den Hintergrund der Landschaft gesellt, das einfallende Licht sie verschönt.

In reinster Mütterlichkeit, gesteigert zum Bilde der Gottesmutter, zeigen uns vornehmlich die Maler der Frührenaissance die Frau am Fenster, Van Eyck und Lorenzo di Credi, Botticelli und Perugino. Rührender fast noch die Verkündigung, der mit besonderer Vorliebe die Italiener das Fenster beigeben, jene Vision, die in voller Einmaligkeit, geheimnisvoll und doch vertraut, eine Zukunft äusserster Erhebung und Entsagung höchsten Jubels und Schmerzes in sich schliesst. Doch begegnet uns, besonders bei den Holländern, auch das Diesseitig-Irdische, so wenn Gerard Davids Suppenmadonna im Ausschnitt des Fensters dem Kinde aus tönerner Schüssel den Löffel reicht, der Laib knusprigen Brotes des Messers harrt. Ins Weltlich-Sinnliche führt uns Tizian, mag er die kleine Strozzi am Fenster mit dem Hündchen spielen lassen oder den

Die Frau in der Kunst

Else Bassermann †

Es muss nicht leicht sein, die Gattin eines weltberühmten Schauspielers zu sein, wenn man selber Darstellerin ist und zudem, dem Willen des Mannes entsprechend, ständig neben ihm auf der Bühne steht. Albert Bassermann verlangte, dass seine Frau, die ihm im Leben die unentbehrliche Partnerin war, es auch auf den Brettern sein musste. Jeder Direktor war verpflichtet (und wusste das im voraus), dass Else in der weiblichen Hauptrolle mit Albert zusammen erschien, was zu grossen Schwierigkeiten führte, da manchmal die Gegenspielerin schon rein altersmässig nicht für Frau Bassermann passte. Ein Glücksfall war da wohl Ibsens «Wildente», wo Ekdal und Gina im realen Dasein wie auf der Szene ein Ehepaar darstellten. Wer wirklich ganz unvoreingenommen einer solchen Vorstellung beiwohnte, musste zugeben, dass Else Bassermann ihrem Gatten Albert an künstlerischer Wirkung nicht nachstand. Aber wer war schon unvoreingenommen? Man sprach viel zu viel vom Privatleben der Bassermanns, wobei die wenigsten die Tragödie ihrer Tochter in Betracht zogen, welche viele Jahrzehnte immer mit ihnen beisammen war. Else und Albert Bassermann taten ihr möglichstes, ihr schöne Tage zu geben. Sie wussten aber um ihren primitiven Geisteszustand zu genau, um sich viel vormachen zu können. Derartiges ist dem breiteren Publikum meistens fremd oder wird wissentlich verfälscht. Genau so war es mit dem Theater-Talent Elses. Selbstverständlich war es nicht mit jenem des unvergleichlichen Albert in einem Atemzug zu nennen, doch war es aber keineswegs so gering, wie etwa behauptet wurde. Es zeigte sich dies am deutlichsten, als Else einmal ohne ihn auftrat, in Clare Boothe's «Frauen in New York» im Wiener Theater in der Josefstadt. Bekanntlich gibt es in diesem Stück keine Männerrollen. Albert Bassermann spielte zu gleicher Zeit in Wien in Emmet Laverys «Monsignores grosse Stunde» und in «Die erste Legion», wo wiederum keine Frauen auftraten. So hatte man Gelegenheit, beide allein ihre Rollen gestaltend sich anzusehen. Nun, Else Bassermann als die elegante Mutter der Zentralfigur Mary (Maria Fein) verfügte über so viel Charme und Klugheit, dass der Erfolg ein totaler war, man verglich ihr Spiel ja nun nicht mit jenem Alberts.. neben ihr. Else Bassermann hat ihren Gatten, von dem sie unzertrennlich war, um fast ein Jahrzehnt überlebt. Andererseits ist sie fast genau so alt geworden wie er. Von neuem werden sich ungezählte Theaterfreunde an die unvergesslichen Abende erinnern, die ihnen die hohe Kunst Albert Bassermanns schenkte. Menschlich mag man aber auch an die Tochter der beiden denken, die nun ohne ihre Beschützer ist. *em*

Margrit Weiler hat mit ihrer Inszenierung der «Pariser Komödie» des Amerika-Armeniers William Saroyan im selben Haus einen unvergleichlichen Abend geschaffen. Natürlich wurde in ihrer Arbeit das Zusammenleben von vier Generationen ganz anders durchsichtig als noch eben in Basel durch einen Regisseur. Veronika Bayer als Kindliche und Elisabeth Teutenberg als die noch immer «frauliche» siebzigjährige Urgrossmutter wirken mit. Frau Weiler musste am Tag nach der Premiere nach Berlin verreisen, wo ihr im «Via mala»-Film nach dem Roman des Schweizer John Knittel eine der weiblichen Hauptrollen übertragen wurde.

In der Galerie des Berner Atelier-Theaters stellt nun nach Franka Masetti, Rom, die Genfer Malerin Yvonne Porchet ihre Bilder aus. Die Aquarelle sind meist in stimmungsvolles Dämmerlicht getaucht, das Pastellartige überwiegt. *M*

Blick in Galerien

Die Galerie Suzanne Bollag, Limmatquai 116, Zürich, zeigt im Monat Juni (offen werktags von 10 bis 12 und 14—18.30 Uhr, samstags bis 17 Uhr) Bauhaus II. Generation. — Gravures sur cuivre von Javier Vilaté, dem Sohn der jüngeren Schwester Picassos, sind bis 29. Juni in der Galerie Renée Ziegler, Zeltweg 7, zu sehen.

Stickerei-Wettbewerb im Heimatwerk Zürich

Beim diesjährigen Wettbewerb haben 137 Frauen ihre bedruckten oder bestickten Kreationen eingeschickt, welche die Vielfalt der Schweiz eindrücklich charakterisieren. Im Ausstellungssaal, der auf die Limmat blickt und sich im ehemaligen Wollenhof befindet, zeigt sich, wie viel Phantasie gerade die Laienstickerinnen haben, wenn sie mutig an ein selber gewähltes Thema gehen. Die einen bilden die Maria ab oder illustrieren eine biblische Szene; andere nehmen Symbole aus jüdischer oder christlicher Literatur auf, um sie mit Nadel und Faden zu verewigen. Eine Arbeit hat als Sujet eine Jazzkapelle; beliebt ist auch immer der Zirkus oder die Engel, Blumen und Blätter, Himmel und Erde. An Themen mangelt es ebensowenig wie an verschiedenen Interpretationen. Beim Stickwettbewerb durften diesmal — er feierte seinen 10. Geburtstag —, auch Leute teilnehmen, die die Kurse des Heimatwerkes nicht absolviert hatten, während beim Stoffdrucken nur ehemalige Schülerinnen von Frau Jean-richard eingeladen wurden. Frau Winkler, die Sticklehrerin, amtete mit in der vielköpfigen Jury, um aus der Fülle die besten Arbeiten auszulesen und die Preise zuzuteilen, welche sozusagen Ermunterungsprämien darstellen und kaum die aufgewandte Mühe und Zeit honorieren. Denn Voraussetzung für die Teilnahme ist jedenfalls gute technische Kenntnis der Stiche, der Stoffe und der Materialien. Ohne viel Uebung ist es wohl kaum möglich, eine eigene Idee zu verwirklichen. Am besten gelingt es bei den fadengebundenen Stickereien, wie man sie an prächtigen Tischdecken, Kissen, Blusen, Decken, liturgischen Tüchern usw. verwenden kann. Hildegard Gruber aus Zug hat auf ihrem Taufkleid aus Tüll viereckige Motive kombiniert, während auf einem andern der Name des Täuflings und das Taufdatum eingestickt wurden. Beim Stoffdruck, den man mit Linolformen herstellt, trug Milena Engler aus Ennetbaden den ersten Preis davon, weil ihr grün-rosa Möbelbezugsstoff eine originelle Note aufwies. Sehr gekonnt wirkte der zweite Preis, nämlich N. Gloors Kleid, dessen Jacke und Tasche geometrisch verziert, recht sommerlich und distinguiert aussieht. Straff komponiert hat M. Koller aus Mels ihr Fisch-Ornament, das sehr textilverbunden anmutet.

Bei den freien Entwürfen wurde P. Dubs-Frei gleich zwei Male für ihre originelle Arbeit belohnt, die sie mit einem Bodenteppich, der Motive aus der Symphonie pastorale aufweist und in Blau, Weiss, Gelb und molliges Bijou ist, und ihrem Wandbehang «Maiennacht» auch verdient hat. Rösli Föll — allerdings eine nicht ausgesprochene Laiin — hat bei der Arche Noah mehrere Schülerinnen für die Tiere angestellt, welche denn auch gemütlich und vergnüglich wirken. Frau Bloch hat aus dem Buche «Deutung biblischer Gestalten» von Margarete Susmann ein Zitat genommen und damit den Baum Israels in einem chinesisch inspirierten, länglichen Wandteppich illustriert. Es ist interessant zu sehen, wie die uralten Quellen künstlerischen Schaffens, nämlich Religion und Natur, auch heute noch zu den unentbehrlichen Grundlagen gehören.

Mit Freude erblickt man an der Längswand dann die bekannten, aber immer überraschend neuen Kurbelstickereien von Claire Guyer aus Itschnach, die in ausgewählten Tönen meist auf Leinengrund grossformatige Kompositionen schafft. Früchte, Vasen, Tiere, Menschen verschmelzen mit geometrischen Grundmotiven zu einem abgerundeten Ganzen, das keinen Zufall zur Mutter hat, sondern eine wohl überlegte Skizze in gleichem Format. Es war eine gute Idee, neben den hübschen, aber mehr für den privaten Gebrauch bestimmten Stücken der Laienstickerinnen noch einige Wandbehänge einer bekannten und sich selber gegenüber sehr kritischen Künstlerin auszustellen, womit eine Art Masstab gerade für die Besucherinnen zur Verfügung steht. Die Ausstellung ist sehr anregend und bildend, da die Urteile der Jury im Auszug neben den Stücken aufgehängt sind. Auf alle Fälle ist es bewundernswürdig, wieviele Frauen neben ihrer Arbeit Zeit und Kraft finden, ihre Phantasie in grossem Fleiss auf Stoff zu bannen. *VBG*

Ehrung

Der Schweizerische Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge hat in seiner Generalversammlung vom Mai 1961 in Lausanne Dr. Martha Bieder, gewesene akademische Berufsberaterin in Basel, zum Ehrenmitglied ernannt. a. m. b.

Frauen in ihren Berufen

Pressesekretärin für öffentliche Veranstaltungen

Auf einem Presseempfang begegnete ich ihr. Wir sassen am gleichen Tisch. Sie stellte sich mir auf jene gewinnende, schlichte Art vor, wie sie eine ausgeglichene Persönlichkeit, verbunden mit guter Kinderstube, schafft. Warum grüsste jedermann dieses zurückhaltende, zierliche Persönchen, das nicht das geringste tat, um die Aufmerksamkeit zu erregen? Nicht nur Journalisten kamen heran, auch die «Grosskopfeten» liessen es sich nicht nehmen, meiner Tischnachbarin freundlich die Hand zu drükken. «Ich kenne eben alle durch meinen Beruf.» Was für ein Beruf mochte das wohl sein.

Frau Dory Mattenberger ist Pressesekretärin. Immer wenn öffentliche Veranstaltungen unternommen werden, Feste aller Art, wird sie geholt. Seit dreizehn Jahren arbeitet sie in bester Kameradschaft mit dem bekannten Sportjournalisten Remy Häusermann, der jeweils als Pressechef amtiert. Schon der Vertrag wird auf das Team Häusermann/Mattenberger abgeschlossen. Während der Pressechef die Vorgänge draussen beobachten muss, etwa an den Schiessständen eines Schützenfestes dabei sein, um später die Oeffentlichkeit informieren zu können, leitet Frau Dory das Pressebüro. Sie ist der unentbehrliche «Mann Freitag» des Robinson.

Ihr Plan für die nächste Zeit: ab etwa 18. Juni in Bern bei den Europameisterschaften im Tontaubenschiessen. Das dauert ca. 16 Tage. Genau kann man es nicht angeben, da die Arbeit der Pressesekretärin erst nach Ende der Veranstaltungen mit der Herausgabe des Schlusscommuniqués fertig ist. Danach wurde sie für das Zürcher Kantonal-Schützenfest in Winterthur verpflichtet und hat von etwa 13. bis 24. Juli zu tun. Ab 28. Juli folgt das Eidgenössische Armbrustschützenfest in Oberengstringen. Dauer bis etwa 7. August.

«Und dann?» Dann geht es heim, und sie ist wieder Hausfrau, schafft in Bungalow, Küche und Garten. Der Garten ist ihre Liebe, dem sie manche Stunde widmet. Auch die drei Katzen kommen nicht zu kurz. «Was sagt der Mann dazu, wenn er seine Frau zeitweise hergeben muss?» Glücklicherweise ist der Gatte von Frau Dory vielseitig interessiert, selbst eine Persönlichkeit, und kann es sich nicht vorstellen, mit einer langweiligen Frau verheiratet zu sein.

Wie wird man zur Organisatorin ausgebildet?

Nein, es gibt keine Spezialschule, auf der man diesen seltenen Beruf erlernen könnte. «Das kann ich doch nicht!» hat Frau Dory dem Pressechef, Herrn Häusermann, denn auch erschrocken geantwortet, als er sie 1948 zur Olympiade nach Sankt Moritz holen wollte. Doch sie versuchte es, stellte sich zur Verfügung, und sie konnte es eben doch. «Das war meine Feuerprobe.» Sie ist Remy Häusermann dankbar. Er hat sie für diesen Beruf erzogen.

Sprachen muss man im Lande lernen

Die in Glarus geborene Dory Mattenberger besuchte die Handelsschule in Neuenburg. Sie hat ihr Handelsdiplom in französischer Sprache abgelegt und schmunzelt heimlich, wenn man sie, wie es kürzlich bei einem Kolloquium mit Franzosen geschah, fragt, ob sie Südfranzösin sei. Englisch lernte sie in Schottland, wo sie sich ihr ein Jahr dauerndes Studium der Literatur an der Universität Glasgow durch Erteilen von Deutsch- und Französisch-Unterricht selbst finanzierte.

Und dann heiratete sie und war ganz Hausfrau. «Hat Ihnen die Berufsarbeit nicht gefehlt?» «Denken Sie, nein. Ich fand es herrlich, im eigenen Heim für meinen Mann zu schaffen.» Sie erzählt von der Zeit, als sie sich ihr Bungalow bauten, in dem auch ein heimeliger Kamin nicht fehlt.

Mit weiblichem Charme

«Wie machen Sie es nur, Dory, immer guter Stimmung zu sein?» hat sie Pressechef Häusermann einmal gefragt, als er seine Sekretärin nach Mitternacht unwandelbar heiter die drei Telephone in vier Sprachen bedienen sah. Die Arbeit des Pressemannes und seiner rechten Hand ist hart. Während der Veranstaltungstage gibt es weder Mittagspause noch Sonntag. Ab neun oder zehn morgens muss man bis tief in die Nacht hinein schaffen. Es ist erst Schluss, wenn alles Material herausgegeben wurde. Morgen wäre es veraltet.

Vielleicht ist der Schlüssel zum Geheimnis ihres Erfolges, dass diese Frau es versteht, weiblichen Charme mit grossem beruflichem Können zu vereinen. Ganz zufällig sagt sie: «Wenn es gar nicht mehr weitergeht, wissen Sie, wenn wir einen Haufen Bewilligungen von der Polizei brauchen, Platz zum Aufstellen von Tribünen, die Erlaubnis, Umzüge zu veranstalten, Abzeichen zu verkaufen und was alles mehr, dann machen wir ein kleines, nettes Pressemeeting. Die belegten Brötchen müssen schmackhaft, aber nicht kostspielig sein, die Getränke gut. Man plaudert miteinander, erklärt, und alles geht reibungslos».

Meine Freunde, die Viertausender

Beinahe noch inniger als ihr Heim und die Organisationsarbeit liebt Frau Dory die hohen Berge. Sie hat nicht nur den Mont Blanc, sondern auch alle Gipfel des Wallis bestiegen. Mit berechtigtem Stolz trägt sie das Schweizerische Skiinstruktorenabzeichen. Sie ist als Skilehrerin an der Zürcher Skischule tätig.

«Wie sind Sie zu der Freude an der Bergwelt gekommen?» Ihr Vater war ein alter Alpinist. Er wünschte sich einen Sohn, statt dessen erschien die Tochter, die er fast wie einen Knaben erzog. Mit sechs Jahren stand Dory zum erstenmal auf den Brettern.

«Hausfrau — Pressesekretärin — Bergsteigerin... Jetzt denken Sie gewiss, das ist mir schon eine verdrehte Person!» Das denke ich nicht. Frau Dory scheint mir einer jener wenigen Menschen zu sein, der es durch ihren Willen und die Gnade des Schicksals möglich war, die in sich schlummernden Kräfte dem Leben zu erwecken.

Irmalotte Masson

Zur 5er-Bundesfeier-Marke

Symbole erheischen manchmal eine Erläuterung. Dies dürfte auch für die 5er-Bundesfeier-Marke 1961 gelten: Vor einem mächtigen Baumstamm, von dem vier Wurzeln sichtbar sind und der das Schweizerkreuz als weithin sichtbares Zeichen trägt, steht ein geöffnetes Buch. Die eine Seite zeigt die liegende Acht als Zeichen der Unendlichkeit, die andere weist eine Sanduhr vor.

Sobald man weiss, dass der Ertrag der diesjährigen Bundesfeierspende kulturellen Werken unseres Landes zugute kommt, wird die Bedeutung des Markenbildes klar: Die aus vier Sprachwurzeln erwachsene Einheit unseres Volkes ist gewillt, Werke, die aus der Wandelbarkeit unserer Zeit ewiggültige Werte schaffen, tatkräftig zu unterstützen. Das ist fürwahr im Sinn und Geist unseres Schweizervolkes getan. Schweizerisches Bundesfeierkomitee

Zi bunt GROBGEWEBE für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe, Sets, Tischdecken usw
in JUTE und in licht- und kochechtem REINLEINEN

wohlgestalten Leib der Venus enthüllen, während sich im Hintergrund eine reiche und fruchtbare Landschaft ausbreitet.

Gross ist die Vorliebe der holländischen Maler für Interieurs, und das Innere des Hauses ist nun einmal das Reich der Frau. Keiner hat sie mit diesem Hintergrund mit solcher Hingabe und Vorliebe gemalt wie Vermeer van Delft. Seitlich, meist von links, flutet das Licht durchs Fenster ins Zimmer, umspielt die Landkarte an der Wand, den Kronleuchter aus Messing, den buntgemusterten schweren Vorhang mit einer Wärme und Zärtlichkeit, dass sie uns edelste Kostbarkeiten dünken, und verklärt mit seinem Schimmer nun vor allem die Frauen, gibt ihnen Unbeschwertheit und Lebensnähe, befreit sie von Zweifeln und Unsicherheiten, dass sie bis zum letzten von ihrem Tun ausgefüllt sind. Die Briefleserin, die Briefschreiberin, das rundliche Milchmädchen, die Musizierende, die Frau, die sich, das Perlenhalsband umbindend, prüfend am Spiegel betrachtet, immer ist es, von einem heiteren, sanften Lichte umspielt, ein Frauentum, das ganz in sich ruht, das keine Ferne schwierig macht, dem auch wir uns, erwärmt und beglückt, verbunden fühlen.

Dass das Fenster als Eingangspforte des Lichtes seinen besonderen Platz im Werke Rembrandts hat, wird uns nicht wundernehmen. Indem er das Licht, geheimnisschwer und eigenen Lebens voll, seinen Weg durch die Tiefen des Raums gehen lässt, hier einen Winkel erhellend, dort das Dunkel vertiefend, die Gegenstände in ein neues rätselhaftes Sein verzaubern, musste ihm das Fenster besonders willkommen sein, weil es als Ausgang dieser Wanderung durch den Raum dient. Sie führt auch über die Menschen, Männer und Frauen. Besonders unter den Handzeichnungen sind nicht ganz wenige, die dem Thema «Frau am Fenster» einzuordnen sind.

Dem 18. Jahrhundert scheint es nicht so sehr am Herzen gelegen zu haben, aber das neunzehnte bevorzugt es wieder sehr, vor allem in der Malerei der Romantik. Warum ist uns Schwinds Morgenstunde so teuer, vertrauter als alles, was er sonst geschaffen? Weil die frühe Sonne durchs Fenster ein Reich erhellt, das ganz vom Hauche zarten, frischen Mädchentums erfüllt ist, während aus dem weit geöffneten Fenster die bergige Landschaft in der Morgensonne ins Freie lockt, im Zimmer noch Licht und Schatten im Kampfe liegen. Verwandt, mit deutlicher Wendung zum Norddeutsch-Herben, Georg Friedrich Kerstings «Dame vor dem Spiegel». Ganz hingegeben ihrem Tun kämmt sie ihr volles Haar, während durch das Fenster das Licht eine bürgerlich schlichte Welt erhellt. Und in seiner wohl schönsten Radierung zeigt uns Adolf Menzel die liebliche Hausfrau, eingenickt über ihrer Handarbeit. Durchs Fenster aber scheint die Sonne auf die Schlummernde, ein Lüftchen weht ins Zimmer, mischt den Duft des Gebüsches draussen mit dem der Rosen auf dem Fensterbrett und schlägt leicht den Vorhang zurück, während im Grünen ein Vogel zwitschert.

In völlig neuer Wendung, jenseits von allem Bürgerlich-Behaglichen, hat Caspar David Friedrich das Motiv gestaltet. Aus dem geöffneten Fenster des Ateliers blicken wir auf ein von zartem Dunst umwobenes Wäldchen. Vor ihm fliesst ein Strom. Im Viereck des Fensters hebt sich ein Mast ab, leise gleitet das Schiff das Wasser hinab. Auf dieses Schiff sieht die Frau, die, den Rücken uns zugewandt, sich leicht auf die Brüstung des Fensters lehnt. Nicht in der Führung des Lichts liegt der Zauber des Bildes, gleichmässig und gedämpft erfüllt es den kahlen Raum. Kein Ding in ihm, das zu buntem Leben, zu schönerer Gegenwart geweckt werden könnte, nur ein paar Flaschen stehen am Fenster, keine Landschaft, die die Frau verschönt, ihr Antlitz ist uns abgewandt, der Wald liegt verschwommen im Dunste. Aber in der unbewegten Stille wird offenbar, was die Frau im Innern erfüllt. Es ist die Sehnsucht, dem Schiffe in lockende Fernen zu folgen, aus der Enge des Alltags heraus in eine helle, warme und bunte Welt. Wir fühlen es, noch anderes ist hier lebendig als was uns die früheren Beispiele zeigten, aus unbekannten Zonen scheint eine Weise zu tönen, wie sie Brahms zuweilen, herb und süss zugleich, angestimmt hat.

Immer haben die grossen Maler der Frau eine Zärtlichkeit gewidmet, die tief in ihrem Künstlertum verwurzelt sein muss. Dass sie sich, sie zu beleuchten, zu verklären, so oft des Fensters als Mittel bedienten, kann kein Zufall sein, so wenig es uns auch gelingen wird, den Grund zu finden.

P. Wohlfarth

Bücher

Ann Mari Falk: «Brigitta sucht ihren Weg» Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau und Frankfurt a. Main

Brigitta, die 16jährige, ist so recht ein natürliches Menschenkind, liebenswerter Durchschnitt, wie die meisten sind. Die jungen Mädchen werden sich in ihr wiederfinden. Geschickt versteht die Autorin, die verschiedenen jungen Menschen, die um Brigitta leben und alle ihre Probleme haben, abwechslungsweise denken, sprechen und handeln zu lassen und gönnt uns einen Blick in die unterschiedlichen Milieus ihrer Eltern. Die Zeit der Entwicklung dieser Jugend spielt in reizvoller Umgebung — im Norden. Wir erleben den Winter in Schweden und die Schäreninseln im Sommer. Man erfährt mit dieser Jugend Nöte, Freuden und Sehnsüchte, ihre Kameradschaft untereinander, Schule und Studium und eine Jugendliebe.

Brigitta ergreift vorerst einen Beruf, der ihr einen raschen Verdienst verspricht, um jedoch bald darnach — ehrlich, wie sie ist — einzusehen, dass ihr diese Tätigkeit nicht zusagt. Ihr Verlangen nach dem wahren Leben wird so stark in ihr, dass sie mutig umzusatteln vermag und zuletzt den richtigen Weg vor sich sieht.

Das Werk wurde aus dem Schwedischen übersetzt von Herta Weber-Stumfohl. Den farbigen Schutzumschlag gestaltete Traute von Kaschnitz. R. M.

Jugendbuchwoche Zürich 1961

Vom 9. bis 25. Juni 1961 haben sich die Zürcher Buchhändler und Bibliothekare in den Dienst des Jugendbuches gestellt. Am 9. Juni, um 20 Uhr, findet im Stadthaus Zürich die Eröffnung der Jugendbuchwoche statt. Nach der Begrüssung durch ein Mitglied des Stadtrates spricht Herr Dr. Hans Zulliger (Bern) über «Das Kind und seine Lieblingslektüre». Für die musikalische Umrahmung sorgt das Orchester der Gewerbe- und Kunstgewerbeschule. Anschliessend ist Gelegenheit geboten, die Ausstellung «Kinderbücher gestern und heute» im Musiksaal des Stadthauses zu besichtigen.

Die Ausstellung umfasst einen historischen Ueberblick über Kinderbücher aus den letzten drei Jahrhunderten, eine Schau von Bilderbüchern aus verschiedenen Ländern und eine sorgfältige Zusammenstellung der heutigen Kinderlektüre in deutscher Sprache. Die Ausstellung ist täglich geöffnet von 10.30 bis 18 Uhr, Dienstag und Donnerstag bis 22 Uhr. Führungen finden nach Bedarf statt. Diesbezügliche Wünsche können auf der Ausstellung angemeldet werden.

(Fortsetzung von Seite 2)

einem Geburtstagstisch lagen Blumen und Gaben bereit, die jeweils unter dem Applaus aller Anwesenden freudig in Empfang genommen wurden. Jedem einzelnen dankte Fräulein Luchsinger mit warmen, anerkennenden Worten. Gewiss erfüllt es uns mit Bewunderung, zu hören, dass fünf Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf 20, drei sogar auf 30 Dienstjahre zurückblicken können. Mit noch grösserer Freude stellt man fest, dass 56 während fünf und 16 während 10 Jahren dem Volksdienst die Treue hielten. Es spricht gewiss für den guten Geist und das schöne Arbeitsklima, dass heute, in unserer raschlebigen Zeit, wo doch — so möchte man fast sagen — der Wechsel «Trumpf» ist, es noch immer so viele Angestellte gibt, die in Verbundenheit zu ihrem Betrieb stehen.

Die grosse Idee, welche den Verband trägt, das Wissen darum, dass alles für die Gäste, also für den Mitmenschen geschieht, verbindet immer wieder über alle Schwierigkeiten und Kleinlichkeiten des Alltags hinweg alle Mitarbeiter zu einer festen Gemeinschaft, und Fräulein Luchsinger hofft und wünscht, es möchten sich alle weiterhin mutig für das Gute einsetzen.

Die Vorführungen eines Reisefilms der PTT und eines Filmes, der die Gefahren des Alkoholmissbrauchs aufzeigte, wie auch die Darbietungen des Balletts Macciachini vervollständigten das inhaltsreiche Programm. Für alle Teilnehmer war gewiss auch das ausgiebige Plaudern und die gegenseitige Kontaktnahme wichtig, ist es doch schön, wenn die einzelnen Glieder einer grossen Gemeinschaft einander näher kennen. G. R.

Freiwillige Helfer gesucht!

Was bedeutet «Diakonischer Einsatz»?

Der Gedanke, einen Abschnitt seines Lebens — ein Jahr oder auch nur einige Monate — dem leidenden Mitmenschen zu schenken, dem Nächsten zu widmen, hat etwas Grossartiges. Seine kostbare Zeit hingeben, sich selbst einsetzen, vielleicht dafür gar eine einträgliche Berufsarbeit verlassen: das tut sich nicht so leicht, das verdient Bewunderung.

Als 1954 der damalige Leiter der Diakonissenanstalt Neuendettelsau (Deutschland), Dr. Dietzfelbinger, die jungen Menschen zu freiwilliger Hilfe — dem Diakonischen Jahr — aufforderte, da war es gewiss vorwiegend der Mangel an Pflegepersonal und Hilfskräften in Heimen und Spitälern, der zu diesem Ruf veranlasste. Allein von Anfang an stand fest, dass der junge Mensch selbst den grössten Gewinn von solchem Dienst davontragen sollte. Je länger je mehr bedeutet es für den modernen Menschen eine innere Notwendigkeit, wenn er nicht im Materialismus versinken will, sich einmal vom Alltag loszulösen, einmal zu dienen, statt zu verdienen.

Es geschah wohl nicht von ungefähr, dass man den Vertretern der Presse, die zu einer Orientierung über den «Diakonischen Einsatz» eingeladen waren, zunächst das Heim «Bühl» für geistesschwache Kinder in Wädenswil zeigte. Nachdem der Präsident des Stiftungsrates, Hermann E. Mettler, die Gäste in herzlicher Weise begrüsst hatte, wurde vor allem aus dem Bericht der langjährigen Hausmutter, Frau Lydia Roggli, deutlich, wieviel Liebe in einem solchen Haus dem armen «Nächsten» zukommt. Mit Interesse verfolgte man das Geschick des Kinderheims von seinen Anfängen bis heute, hörte von dem schrecklichen Brand, der 1932 grossen Kummer über die Hausgemeinde brachte, aber auch von der «Welle von Hilfsbereitschaft», die daraufhin durch die ganze Schweiz ging und die es ermöglichte, das Haus grösser und schöner wieder aufzubauen. Und doch genügen die Räume heute längst nicht mehr, und es ist für die Heimleitung bedrückend, dass alljährlich pflegebedürftige Kinder abgewiesen werden müssen.

Im «Bühl» finden vorwiegend noch praktisch bildungsfähige Kinder eine Heimat. Hier sollen sie häusliche Geborgenheit, deren das schwachsinnige Kind so nötig bedarf wie das gesunde, erleben. Ordnung und Sauberkeit, Anstand und rechtes Verhalten, und — soweit dies möglich ist — schulmässige Bildung werden den Kindern von fachlich ausgebildeten Lehrkräften, Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen beigebracht. Daneben werden die manuellen Fähigkeiten entwickelt und die Anfänge für berufliches Können gelegt. Denn es gilt, darauf hinzuarbeiten, dass der Schwachsinnige, wenigstens teilweise, sich selbst durch das Leben bringen kann. Wie viel Mühe und Geduld dies kostet, konnte man beim Rundgang durch die neuerbaute Werkschule in der Klasse der webenden Jugendlichen etwa ahnen. Es ist klar, dass die Mitarbeiter an einem solchen Werk nicht nur Fachkenntnisse, sondern einen «Fonds» an gutem Willen, an Nächstenliebe mitbringen sollten. Solche Menschen sind nicht allzu dicht gesät. Der Diakonische Einsatz hilft mit, hier eine Lücke auszufüllen.

Die Pressekonferenz im Hotel du Lac in Wädenswil wurde von Eugen Schwarzenbach, Direktor der Arbeitsgemeinschaft für den Diakonischen Einsatz, geleitet. In lebendigster Weise sprach Pfarrer Dr. W. Bernoulli, Präsident des Schweizerischen Verbandes für Innere Mission und Evangelische Liebestätigkeit, über die Bedeutung des Diakonischen Einsatzes für den jungen Menschen. Unsere Welt ist keine Ganzheit mehr, sondern eine «geteilte» Welt: Geburt und Tod ereignen sich nicht mehr in der Familie, Kranke und Alte werden nicht mehr daheim verpflegt. Aber Gesunde und Kranke, Alte und Junge brauchen die gegenseitige Begegnung. Auch die Spezialisierung der Arbeit bringt es mit sich, dass man zu vielen Gebieten nur schwer Zugang findet, und so entsteht oft die Auffassung, nur Fachkräfte könnten Gutes leisten. Doch der Dienst am Menschen kann nicht auf Spezialisten abgewälzt werden, und wenn Arbeit als Dienst aufgefasst wird und nicht nur um des Lohnes willen geschieht, so wird damit eine neue Einstellung zum Beruf überhaupt erreicht. Der «Diakonische Einsatz» möchte mithelfen, Schäden und Gefahren der «Geteiltheit» zu überwinden.

Dem Ruf nach freiwilligen Helfern folgten in der Schweiz, wie F. Ohngemach berichtete, 1958 und 1959 bereits 148 junge Leute und 1960 standen 67 junge Mädchen und 17 Burschen im «Einsatz». Nicht alle konnten sich für ein ganzes Jahr von ihrem Arbeitsplatz freimachen, und so betrug die Durchschnittsdauer des freiwilligen Dienstes 5½ Monate. Man wundert sich nicht, dass von den Mädchen die Arbeit in Kinder- und Säuglingsheimen besonders gewünscht wird. Aber auch in verschiedenen Spitälern, in Alters- und Erholungsheimen wurden die willkommenen Helfer eingesetzt. Sie erhalten ein monatliches Taschengeld von 75 Franken, und mancherorts werden vom Dienstort Berufsschürzen gestellt.

Zum Abschluss erzählten 20 junge Mädchen und Burschen von ihrer Arbeit und sprachen von den Eindrücken und Erkenntnissen, die sie im Zusammenleben mit Patienten und Mitarbeitern gewonnen hatten. Wohl keiner von ihnen möchte die im Krankenhaus oder im Heim verbrachte Zeit missen: hier tat sich eine andere Welt auf, hier stand mit einem Male der Mensch im Mittelpunkt alles Geschehens. Interessant war es, zu vernehmen, aus welchen Berufen die jungen Menschen stammten: da gab es Verkäuferinnen, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, kaufmännische Angestellte, eine Hostess, eine Buchhändlerin, eine Postgehilfin u. a. Unter den Burschen traf man einen Bauern, einen Schreiner, einen Stikkerei-Entwerfer, kaufmännische Angestellte, und ein junger Mann hat im Frühjahr die Matura bestanden. Sie alle scheinen glücklich zu sein, erfüllt von Freude, eine helfende Arbeit zu leisten. Wer möchte da noch behaupten, die «heutige Jugend» habe keine Ideale? -er

Brot seit Jahrtausenden

Die Geschichte des Brotes reicht nahe heran an die Anfänge der Menschheit selbst, denn man kann wohl annehmen, dass in den bewohnten Gebieten, in denen die Frühformen unserer Getreidearten heimisch waren, der Mensch sie zu seiner Ernährung benützte. Eine Brotzubereitung nach unserer heutigen Art und Weise war diesen ersten Nutzniessern des «goldenen Segens» allerdings nicht bekannt. Man vermutet, dass sie die Getreidekörner mit Steinen zermalmten und sie derart gebrochen mit Wasser kochten und in Form eines Breies genossen. Nach alten Funden von Mörsern und Handmühlen zu schliessen, mag es aber dann gelungen sein, das Korn so fein zu zerstossen, dass Mehl daraus entstand. Das eignete sich nun, mit Wasser vermengt, zur Zubereitung eines zähen Teiges, der in Fladenform auf heissen Steinen gebacken wurde. Das war das erste geformte Brot, hart, wenig schmackhaft und schwer verdaulich. Dann kam die grosse Entdeckung, die für die Menschheit wohl eine der wichtigsten war: die Auflockerung des Brotgebäckes durch den Sauerteig.

Nach der Meinung der Historiker fällt dieser Verdienst einem Aegypter zu, der einen Rest seines Fladenteiges lange Zeit unbedeckt stehen gelassen hatte und ihn dann nach damaliger Gewohnheit auf einem heissen Stein buk. Er mag wohl nicht wenig erstaunt gewesen sei, als dieser Rest zu einem stattlichen Laib anschwoll, der von zahlreichen Luftlöchern durchsetzt, ganz neue Eigenschaften und einen erhöhten Wohlgeschmack gegenüber seinen gerösteten Fladen hatte.

Was die Veränderung bewirkte, war der Hefepilz, der den Teigrest durchwuchert hatte und eine Gärung hervorrief. Bei dieser verwandelt sich der Zukker des Stärkemehls in Alkohol und Kohlensäure, die sich bei der Backwärme ausdehnen und zu entweichen suchen. So bilden sich zahlreiche Bläschen im Teig, lockern ihn auf und machen ihn bekömmlich. Nach einem noch heute in einem österreichischen Museum erhaltenen ägyptischen Brot, das über 5000 Jahre alt ist, und ferner aus Körnerfunden in Pyramiden, weiss man genau, dass diese ersten Brote mit Sauerteig aus Emmerweizen hergestellt wurden.

Die Backkunst hat sich im Geburtsland des Brotes rasch entwickelt, und an den Höfen der Pharaonen waren schon mehrere Personen mit der Zubereitung der Gebäcke beschäftigt. Ihre Backwaren hatten schon damals die verschiedensten Formen und waren teilweise mit Zusätzen wie Sesam, Koriander und Lotosbeeren verfeinert. Gebacken wurden sie in kegelförmigen Oefen, wie solche jetzt noch im Orient etwa anzutreffen sind.

In der Schweiz und in Süddeutschland wurden die Urformen des Weizens: Emmer-, Zwergweizen und Einkorn um 3000 Jahre vor Christus schon angebaut. Die Herstellung von Brot mit Sauerteig aus diesen Getreidearten war allem nach noch nicht bekannt, denn bei den Pfahlbauerbroten, die man gefunden hat, und die gegen 4000 Jahre alt sein dürften, hat man festgestellt, dass sie nur aus grob gebrochenen Körnern zubereitet waren und als runde Fladen von etwa 15 cm Durchmesser und 2 bis 5 cm Dicke auf heissen Steinen, mit glühender Asche bedeckt, gebacken wurden. Von den nördlich lebenden Völkern kannten die Gallier zuerst die Zubereitung von Brot mit Hefe, die Germanen folgten dieser Sitte später.

Lange Zeit wurde das Brot nur von Frauen zubereitet, eigentliche Bäcker traten in unseren Landesgegenden erst vor rund 1100 Jahren auf, im alten Rom aber schon um 173 vor Christus. Sie genossen hohes Ansehen, denn das Brot spielte zu jener Zeit in der Volksernährung eine viel grössere Rolle als heute. Bei Missernten stand der Hunger unweigerlich bevor, denn die Kartoffel kam ja erst um 1730 in unsere Gegenden. An Verkehrsmitteln fehlte es auch, um genügend Getreide aus anderen Ländern herbeizuschaffen, und so versuchte man mit den merkwürdigsten Dingen das vorhandene Getreidemehl zu strecken. Je nach der Gegend enthielten die Notbrote Zusätze von Rosskastanien, Eicheln, getrocknetem oder frischem Obst, Queckenwurzeln, isländischem Moos, Fichtenrindenbast, Holzmehl, getrockneten Schnecken, Fischen oder Blut. In Frankreich mischte man im Jahre 843 sogar Erde dem Mehl bei, um dem Hunger zu steuern.

In unseren Tagen, da das Brot als selbstverständliche Zukost auf jedermanns Tisch liegt, ist nur der Landmann noch mit seiner Entstehung tiefer verbunden und da oft nur in entlegenen Gebirgstälern, wo der Bauer den Stolz hat, alles selbst zu machen.

Es ist auch heute noch ein Ereignis in diesen Dörfchen, wenn Brot gebacken wird, was mancherorts nur alle Vierteljahre geschieht. Ihr Rezept ergibt ein Dauerbrot, zu dem alle Zutaten dem eigenen Boden abgerungen sind. Im Eifischtal z. B. besteht der Brotteig gewöhnlich aus zwei Dritteln Weizen- und Roggen- und einem Drittel Maismehl und gekochten zerstampften Kartoffeln. Nebst Salz wird auch etwas Kümmel zugegeben.

Im Tessin bereitet man etwa noch das sogenannte Maronibrot zu, dessen Teig aus Mehl, Maroni und Salz besteht und auf einem heissen Stein flach gedrückt, dem offenen Feuer zugekehrt, durchbacken wird. Zahlreich sind noch andere Brotarten und oft sind mit ihnen alte Sitten und Bräuche verbunden. Man denke nur etwa an die Gevatterbrote vom Lötschental, die Hochzeitsbrote aus den Karpathen, die Fladenbrote des Orients. Dass dies so ist, beweist, dass der Weg weit und beschwerlich war, den die Menschheit von der Urform des Brotes bis zu unsern raffinierten Gebäcken gehen musste. Heute steht uns Brotgetreide in Tausenden von Spielarten zur Verfügung, so können wir vom hohen Norden bis zum Aequator, von den Tiefebenen bis hinauf auf 3000 Meter Höhe im Himalaja die Frucht anbauen, die als «unser täglich Brot» zum Sinnbild unserer Ernährung geworden ist. E. R.

Achtet auf das Armbrustzeichen!

Fett bedroht die Gesundheit

Auf die Erkrankung der Herzkranzgefässe gehen mehr als 50 Prozent aller Fälle von Herztod zurück. Alle Nahrungsmittel, die reich sind an gesättigten Fettsäuren, tragen zur Erhöhung dieser Gefahren bei.

Darüber orientiert eine ausführliche Darstellung im Juni-Heft der Zeitschrift «Das Beste aus Reader's Digest». Cholesterin, eine wachsartige Substanz, die zur Bildung der Gehirnzellen nötig ist, wird in der Leber des Menschen produziert. Man weiss, dass es der Hauptbestandteil der Gallensteine ist. Man weiss ausserdem, dass es bei der Produktion der Nebennierenhormone eine Rolle spielt, und man glaubt, dass ihm eine wichtige Funktion beim Fettransport im gesamten Kreislauf zukommt. Dieser merkwürdige Stoff hat die Neigung, sich an der Innenwand der Arterien festzusetzen.

Es ist nicht leicht, seinen Cholesterinspiegel niedrigzuhalten. Der einzig sichere Weg ist eine energische Beschränkung der Fettzufuhr, vor allem der Zufuhr an gesättigtem Fett. Noch gibt es keine Diät, mit der das bereits in den Arterien abgelagerte Cholesterin abgebaut werden könnte. Ziel jeder Diät kann es daher nur sein, die Ablagerungen nicht zu gross werden zu lassen, dass sie die Blutzufuhr zum Herzmuskel beeinträchtigen.

Der Verfasser gibt mancherlei Ratschläge für die Beurteilung von Nahrungsmitteln und für die Aufstellung eines vernünftigen Speisezettels.

Wie mache ich Erdbeeren ein?

Klein und gross freuen sich riesig auf die feinen Erdbeeren, die schon wieder auf dem Markt und bald auch in Gärten zu finden sind.

Was nicht frisch konsumiert wird, kann praktisch nur für die Zubereitung von Konfitüre verwendet werden. Heisseingefüllte oder sterilisierte Erdbeeren werden unansehnlich und sind deshalb nicht zu empfehlen.

Beim Konservieren von Erdbeerkonfitüre kommt es sehr auf die Anwendung von zweckmässigen Einmachgefässen an. Die gewöhnlichen Konfitürengläser genügen, wie die Erfahrung zeigt, in der Regel nicht, da besonders die Erdbeerkonfitüre entweder austrocknet, in Gärung übergeht oder grau wird. Die Hausfrau wählt deshalb für diese heikle Konfitüre am besten eine hermetisch verschliessendes Gefäss. (Die Bülacherflasche oder das neue Universalglas sind dafür besonders geeignet.)

In die gut vorgewärmten, im heissen Wasser stehenden Flaschen oder Gläser fülle ich die Konfitüre bis auf 1 cm unterhalb des Flaschenrandes ein, fülle mit kochendem Wasser auf und verschliesse sofort. Dadurch, dass der Deckel etwas in die Flasche hineinragt, wird die noch vorhandene Luft verdrängt, d. h. das Wasser überläuft ein wenig und ich habe einen absolut luftdichten Verschluss (Heisseinfüllmethode).

Zucker nehme ich nach meinem Geschmack. Dank des guten Verschlusses lässt sich diese Konfitüre auch mit nur 500 Gramm Zucker auf 1 kg Früchte aufbewahren.

Die Frauenzentrale Baselland vor neuen Aufgaben

Die Frauenzentrale hat die ihr angeschlossenen Frauenvereine und -verbände aus den 74 Gemeinden des Kantons am 25. Mai nach Liestal eingeladen und über neue Aufgaben und Pläne orientiert. Der gegenseitige enge Kontakt ist eine wichtige Voraussetzung für das erspriessliche Schaffen zum Wohle der Allgemeinheit.

Vom 3.—10. Juni werden die Baselbieter Frauen wieder den «Tag der Frauenwerke» kantonal durchführen. Der Verkauf von Taschentüchern, Waschlappen und Rahmtäfeli wird entweder von Haus zu Haus oder mit Verkaufsständen erfolgen. Jeder Gemeinde ist das freigestellt. Erfreulich ist die diesjährige Beteiligung. Sie übertrifft alles Bisherige und dürfte einen maximalen Erlös garantieren. Die breite Oeffentlichkeit kennt die segensreiche Tätigkeit der Frauenzentrale, welche nur durch diese finanzielle Unterstützung möglich ist.

Dr. jur. A. Eckert-Meier, Reinach, orientierte die Versammlung über die geplante Revision des Bundesgesetzes betreffend die berufliche Ausbildung. Verschiedene Detailfragen, besonders Jugendliche betreffend, fanden grosses Interesse und wurden diskutiert. Es wurde angeregt, dass die ärztliche Kontrolle, wie sie den Schülern zuteil wird, auch auf die Lehrlinge ausgedehnt werden sollte.

Zur Diskussion stand im weiteren eine Eingabe des Frauenvereins Lausen betreffend die Errichtung eines kantonalen Altersheimes sowie die Schaffung einer Erholungsstätte für spitalentlassene Frauen. Die Notwendigkeit, Altersheime zu schaffen, ist unbestritten, doch dürfte dies den Rahmen der Tätigkeit der Frauenzentrale sprengen. Solche Projekte fallen eher in den Aufgabenbereich des Kantons oder der Gemeinden. Bereits haben sich auch etliche Gemeinden sowie eine politische Partei mit dem Ausbau der Altershilfe befasst. Die Frauenzentrale wird die ihr gegebenen Möglichkeiten nützen und alle diesbezüglichen Bestrebungen unterstützen.

Zum Thema «Die heutige Weltlage» sprach Frau Dr. M. Henrici, Zürich. In knappen Umrissen zeigte sie die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Aspekte, schilderte das Ringen zwischen der totalitären und der freiheitlichen Welt. H.C.

Evangelisches Kindergärtnerinnen-Seminar

Zürich 6
Rötelstrasse 40
Telephon 26 65 05

Behördlich anerkanntes Seminar auf positiv-biblischer Grundlage.

Neuer Zweijahreskurs 1962-1964

möglichst frühzeitige Erkundigungen empfehlenswert bei der Seminarleiterin Frau R. Chambon-Zaeslin, wo auch Prospekte erhältlich.

Ferien und Kurse im Glarnerland

Das evangelisch-abstinente Heim vom Blauen Kreuz in Filzbach (ob dem Walensee) empfiehlt sich als Ferienheim für Einzelgäste und Familien und als Heimstätte für Mütterwochen und Wochenendveranstaltungen. Einer- bis Dreierzimmer, grosser Tagungssaal, ruhige Lage, schöne Spazier- und Tourenmöglichkeiten. Pensionspreise: Fr. 8.— bis 10.50. Gruppenrabatt bei Veranstaltungen mit über 10 Teilnehmern. Prospekt und Anmeldungen an: **Hauseltern, Ferienheim «Linn», Filzbach GL. Telephon (058) 3 13 42**

Sind nervöse Frauen glücklich?

Nein! Sie fallen sich selbst und ihrer Umgebung zur Last.

Nehmen Sie FRAUENGOLD, und Sie werden bald eine Aenderung spüren: die gereizten Nerven werden beruhigt, sie sind nicht mehr so nervös, aufgeregt, abgespannt und ärgerlich. Sie fühlen sich wieder frischer, munter und ausgeglichener. Tiefer Schlaf und erholsame Nachtruhe stellen sich ein. FRAUENGOLD-Fläschen zu Fr. 6.25, 11.45, 21.50 in den Apotheken und Drogerien.

Frauengold

Radiosendungen

vom 11. bis 17. Juni 1961

Montag, 12. Juni. 14.00 Dur d'Wuche dure. E Frau macht sich ihri Gedanke. — Dienstag, 14.00 Die Begegnung. Kinder aus dem Tibet finden ein neues Heim. — Mittwoch, 14.00 Mütterstunde. Donnerstag, 14.00 Kinderstunde und Schulsack in den USA. — Freitag, 14.00 Vom Küttiger Fraueli zur Direktorin. — Samstag, 7.30 «Der Samstig het zum Sunntig gseit ...».

Aus dem Fernsehprogramm

Sonntag, 11. Juni: 10.00 Hochamt übertragen aus der katholischen Kirche St.-Marcel in Delémont. Die Predigt hält Pfarrer Joseph Fleury, Domherr. Es singt der Cäcilienchor unter der Leitung von Jean-Louis Petignat. An der Orgel: Vikar Giardin Germain. Kommentar: Pfarrer Josef Gemperle, Gossau SG. 17.10 L'Ura Engiadinaisa. Mensch und Zeit im Engadiner Hochtal. 17.25 «Wie der Fisch im Wasser ...» Der Biologe Hans Traber orientiert über Fragen des Gewässerschutzes, die Naturfreunde und Angler besonders interessieren. (Wiederholung.) 18.00 Von Woche zu Woche. Unsere politische Diskussion. — Mittwoch, 14. Juni 20.15 Session im Bundeshaus. (Dr. Ernst Mörgeli.) — Donnerstag, 15. Juni. 17.30—18.30 Kinder- und Jugendstunde. Jugendnachrichten aus aller Welt. Kinderbücher gestern und heute. — Samstag, 17. Juni. 17.00—18.00 Das Magazin der Frau, präsentiert von Laure Wyss. 20.15 Das Wort zum Sonntag spricht für die reformierte Kirche Pfarrer Paul Manz, Rothenfluh.

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55. Tel. (051) 35 30 65
wenn keine Antwort (051) 26 81 51

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin:
Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau